

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Günter Barudio

Paris im Rausch

Die Revolution in Frankreich 1789–1795

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
ANLEITUNG	13
Viel Lärm um Nichts	14
Leitbegriffe	19
«Virus ganz neuer Art»	22
Paris im Rausch	23
Alles ist Zahl	25
Platos Staat?	30
NACH UNS DIE SINTFLUT	32
«Treuhänder der Macht»	36
Gott und das Recht	39
«Une foi, une loi, un roi»	42
More geometrico	44
Machiavellistische Drogen	48
FARBE BEKENNEN	54
Die Kastanien-Kokarde	57
Blau-Weiß-Rot	61
«Schule der Könige»	65
Wiederholungen	69
NATION UND KONSTITUTION	76
«Es gibt keine Konstitution»	79
Die zwei Nationen	82
Die Macht der Menschenrechte	86
Gewaltenteilung	88
MORD AN MARAT	94
«Das Auge des Volkes»	98
Die Blödheit der Pariser	104
Ein perfider Plan	106
«Engel des Lichts»	110

TUGEND UND TERROR	116
Grenzen «gerechten» Zorns	119
Experimentalpolitik	122
Steine des Anstoßes	128
Brot und Blut	131
 JUSTINE ODER DIE MÜNDIGKEIT	 138
Ist die Frau ein Mensch?	144
Das entwürdigte Gefäß	149
Paradies der Frauen?	152
Rechte und Pflichten	159
 ANACHARSIS CLOOTS	 164
Ein philosophischer Nomade	167
Voltaire Triomphant	170
Das ersehnte Vaterland	173
Bürger in Frankreich	178
Die Feder als Schwert	180
Anacharsis	183
Redner des Menschengeschlechts	185
Opfer der Sippenhaft	189
 AUCH JUDEN SIND MENSCHEN	 194
«Menschen wie wir»	198
Das System der «Hände»	202
«Ich schwöre es»	205
Preis der neuen Freiheit	209
Eine Lektion für Saint-Just	212
 DIE «VERRÜCKTEN» PFAFFEN	 216
Thron und Altar	220
Die Idee der Armut	224
«Zerschlagt die Niederträchtige!»	230
Eid oder Tod	235
 INTERVENTIONEN	 242
Das satanische Prinzip	248
Politische Polonaise	251
Ein Trumpf aus Schweden?	259
Eindringliche Hasser	261
 DAS NEUE ROM	 268
Das Heimholen des Bäckers	271
Amme des Abendlands	274

Der gerechteste Kalender	278
Macht der Straße	280
WENN FREIHEITSBÄUME WELKEN.	286
Glossar	293
Quellen- und Literaturhinweise	296
Bildnachweis	301
Personenregister	302

Anleitung

Große Worte schlagen nicht selten schwärende Wunden oder lassen den Suchenden gar sprachlos werden. Gerade diese Wirkungen aber verpflichten jede Generation aufs neue, nach dem rechten Verständnis dessen zu fragen, was über alle Zeiten und Zonen hinweg dauerhaft Gestalt angenommen und denkwürdige Errungenschaften gezeitigt hat.

Zum Schlagkreis der großen Worte zählt im Falle der jüngeren Geschichte Frankreichs das von Voltaire 1752 so gepriesene «Grand Siècle» – das Große Zeitalter. Im Glanz des Sonnenkönigs, wie Ludwig XIV. (1638-1715) für die Nachwelt irreführend genannt wurde, erscheint das Ancien Régime kaum als die Hauptursache der oft gefeierten Großen Revolution von 1789. Dessen funkelnde Leistungen stehen eher für den Höhepunkt einer königlichen Kunst, wie das Dasein ausgewählter Individuen in Klerus, Adel und Bürgertum vergoldet werden kann. Voltaire nutzte also den Gegenstand seiner Geschichtsschreibung nicht zu gebotener Kritik an Mißständen, vielmehr feierte er im erhebenden Wort den Großen Menschen.

Allein dieses Verhalten gibt Veranlassung genug, Vorsicht im Umgang mit dem Lob der Geschichte walten zu lassen. Voltaire selbst hat unterm Eindruck des furchtbaren Erdbebens von Lissabon im Jahr 1755 seine Sichtweise geändert. Er vermochte es danach nicht mehr, dem von Leibniz behaupteten Harmoniestreben in der Natur zu folgen und besann sich darauf, die Fähigkeit des Menschen zum erkennenden Zweifel zu stärken.

Dieses Bemühen ist besonders dort geboten, wo sich Franzosen gerne auf Großtaten ihrer Grande Nation berufen, um in deren bewunderter Aura unangenehmen Erinnerungen auszuweichen oder gar Trauerarbeit für menschliche Untaten leisten zu müssen. Das seit Thiers und Mignet wortreich betriebene Verständnis für den Völkermord in der Vendée seit 1793 oder für die Greuel während des Großen Terrors unter Robespierre bis zum Hochsommer 1794 sollte daher die Sinne für den Sinn angeblicher

Notwendigkeiten in der Geschichte schärfen. Zu diesen Verdrängungen gehört auch der Mißbrauch von republikanischen Soldaten in der Großen Armee, die Napoleon, der Putschist des 18. Brumaire und Zerstörer der Republik, für seinen Traum von der Großmacht im Größenwahn bluten ließ – ob in Moskau, an der Beresina oder bei Waterloo.

Das Große als Ausdruck hohen Menschenwerts vor allem in Zeiten der Not entsteht nicht in nachträglich heroisierten Stürmen. Es entwächst dem Kleinen und oft auch Unscheinbaren als ein anhaltendes Bemühen, Menschen Gerechtigkeit zu verschaffen. Zur dauerhaften Aneignung dieser Einsicht ist es aber wichtig, besonders den Leiden der alten Wörter nachzuspüren: sei es in fanatischen Losungen, überspannten Schlachtrufen oder in einem erlösenden Aufschrei. Auch die beschwörende Klage «Gerechter Himmel!», wie sie seit 1789 in unzähligen Beschwerdebriefen aus allen Ständen an den König erhoben wurde, fordert die fundamentale Arbeit am Begriff heraus. Demnach eine kritische Begegnung mit seinen oft wechselnden Inhalten, die meist in der großen Geschichtsschreibung zu dieser Revolution ganz klein geschrieben oder erst gar nicht als Problem erkannt wird.

Viel Lärm um Nichts

Wer sich wie der Surrealist Antonin Artaud mit dem «Niedergang der Werte» und ihrer gedanklichen wie sprachlichen Umpolung befaßt und sich dabei noch auf der «Suche nach dem Erhabenen» wähnt, der muß mitunter höllisch aufpassen, nicht ein Opfer blendender Begriffe zu werden.

Welche Umwege und Aufregungen, ja Gedankenkitzel selbst eine unscheinbar wirkende Wendung auslösen kann, mag vorab ein Beispiel aus dem Zentrum der Macht vergegenwärtigen. So vertraute Ludwig XVI. nach der dramatischen Entlassung seines Finanzministers Jacques Necker am 11. Juli 1789 in Versailles seinem Tagebuch die seltsam anmutende Zeile an: «Juillet 1789 13. Rien. 14. Rien» – «Juli 1789 13. Nichts. 14. Nichts.»

Was hatte sich dieser Bourbonne dabei wohl gedacht, der sich als Erbe eines tausendjährigen Königturns auffaßte, als er den Eintrag jener so geschichtsträchtigen Tage auf ein zweifaches «Nichts» beschränkte? Wollte er als Allerchristlichster König, wie ihn die Katholische Kirche titulierte, in Demut der Mahnung des Apostels Paulus an die Korinther nacheifern, in der es heißt: «Und wenn ich alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse wüßte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts?»

Des Königs Schwierigkeiten beim intimen Umgang mit der Königin Marie Antoinette aus dem Hause Habsburg-Lothringen waren zwar über

den Versailler Hof hinaus bekannt. Aber in diesem Fall bezog sich das aufreizend knappe «Rien» nicht auf das Versagen in den ehelichen Pflichten. Und von einem Liebesentzug durch das «undankbare Volk» der Franzosen, wie ihn Ludwig XVI. im August 1792 so heftig beklagen sollte, konnte noch keine Rede sein.

Wie hoch dieser König seine Untertanen in allen Ständen einstuft, belegt sein strenger Befehl an den Bruder und royalistisch eingestimmten Grafen von Artois um elf Uhr morgens am 13. Juli. Der kampfeswillige «Prinz von Geblüt» sollte die gegen Paris aufgebotenen Söldnertruppen – Schweizer, Teutsche und Schweden – sofort wieder zurückziehen. «Reden Sie mir nicht mehr von einem Gewaltstreich, von einem großen Machtakt», belehrte der König nach diesem Befehl den späteren Karl X. «Ich halte es für klüger, hinzuhalten, dem Sturm zu weichen und alles von der Zeit, von dem Erwachen der rechtschaffenen Menschen und der Liebe der Franzosen zu ihrem König zu erwarten.»

Könnte man angesichts dieser bald verheerenden Haltung nicht eher annehmen, daß er mit einem Federstrich gleichsam einen Doppelschlag gegen die entstehende Doppelmacht – Paris gegen Versailles – führen wollte? Oder deutet das demonstrative «Nichts» gar an, daß er an lebenswichtigen Eingriffen zur Behebung der Finanzkrise doch nicht interessiert war und jenes Wörtchen nur zur Abwehr geldgieriger Geister wählte? Stand er nicht nach gut einem Jahrzehnt der Anstrengungen, die materielle Misere des Staates zu beheben, in den heißen Julitagen des Jahres 1789 vor einem finanziellen Nichts, das ihm geradezu die Sprache verschlug?

Zu diesem Zeitpunkt war es längst kein Geheimnis mehr, daß sein monarchisches Familien-Unternehmen auf dem besten Weg war, «ein bankrotttes Geschäft» zu werden. So drückte sich einmal sein Schwager Leopold II. aus, als er gezwungen wurde, die eigenen und andere fürstliche Haushaltungen einzuschätzen. An der schlechten Kassenlage Frankreichs waren aber nicht nur die Mißernten und die Getreidekäufe im Ausland schuld, auch nicht die oft kritisierten Pensionen für Kleriker und Adlige. Vielmehr leerten die stetig wachsenden Kosten der Außen- und Sicherheitspolitik die Staatskasse, zumal man in Schweden seit 1772 den absolutistischen Gustav III. gegen Rußland und in Amerika seit 1778 die republikanischen Rebellen gegen England unterstützte.

Neben den hohen Ausgaben für derartige Stützgelder oder Subsidien ließen sich auch die steigenden Kosten für die aufwendige Hofhaltung im luxusversessenen Versailles kaum eindämmen. Die Auflistungen im «Livre rouge», dem «Roten Buch», sollten bei ihrem Bekanntwerden im Jahr 1790 zur Genüge zeigen, daß die Monarchie unter den Bourbonen immer tiefer in die roten Zahlen geraten war und nun an die Schwelle

gekommen schien, mit der überhasteten Verabschiedung Neckers bei den eigenen Untertanen auch noch den letzten Kredit zu verspielen.

Nicht minder bedrückten den König die unerträglich gewordenen Spielschulden seiner Ehefrau, war er doch in Gelddingen stets auf Korrektheit bedacht. Aber jetzt nützte es kaum etwas, daß Marie Antoinette von ihrer Mutter Maria Theresia als recht «verdorben» eingeschätzt wurde; und auch die Warnungen ihres Bruders, Kaiser Josephs II., waren im Sommer 1789 lediglich von zweifelhaftem Wert. Schon während seiner Frankreichreise im Jahr 1779 hatte Joseph II. die Überzeugung gewonnen, daß die zerrütteten Zustände am Hof zu Versailles sowie in der Haushaltung der Krone «auf die Dauer nicht bestehen werden». Ja, er malte seiner uneinsichtigen, eingebildeten und putzsüchtigen Schwester in beschwörenden Worten eine gefahrvolle Zukunft an die Wand: Gelingt es dem König mit seinen Ministern nicht, Reformen auf allen Ebenen in Staat und Gesellschaft durchzusetzen, dann «wird die Revolution grausam sein.»

Hatte Ludwig XVI. eingedenk dieser Lage und Warnungen vielleicht jene Formel im Sinn, die später überall auf der Welt auch außerhalb von Spielerkreisen verstanden wurde – das ausschließende und mitunter niederschmetternde «Rien ne va plus»? Die vergeblichen Bemühungen von Turgot und Calonne, den Generalkontrollleuren der öffentlichen Finanzen, lassen bis zur Einberufung der Notabeln 1787 und 1788 in diese Richtung denken. All ihre Vorschläge, die seit 1781 dem König unterbreitet worden sind, um eine Finanzreform zu verwirklichen, sind ebenso gescheitert wie das radikale Konzept des Genfer Bankiers Jacques Necker. Er hatte als einen vernünftigen Ausweg die proportionierte Besteuerung von Klerus und Adel empfohlen: Mit dieser als gerecht empfundenen Maßnahme rührte er aber an das durch die Geschichte geheiligte Vorrecht beider Stände, keine direkten Steuern entrichten zu müssen.

Necker bezog sich bei seinem Reformvorschlag auf die «ausgleichende Gerechtigkeit», die nicht die Vorrechte von Klerus, Adel und Bürgertum gegeneinander abwog, sondern nur den Steuerwert dieser Stände berechnen wollte. Mit dieser Lösung hätte sich aber der König gegen die qualitativen Bedingungen der «zuteilenden Gerechtigkeit» vergangen, die auch zum Herrschaftswesen der Monarchie und zur Vorstellung von einem gerechten König gehörte. Denn Klerus und Adel begründeten die vom Bürgertum kritisierte Steuerbefreiung mit besonderen Leistungen für den König und die Krone. Dazu gehörten im Frieden die Diplomatie sowie die Verwaltung und im Krieg die Einsätze beim Heer oder in der Marine. Steuerzahlungen in der geforderten Form wären einer unverdienten Bestrafung gleichgekommen, und dagegen setzte man sich in Adelskreisen zur Wehr, um nicht ein Opfer ungerechten Handelns zu werden.

Dieses aristokratische Gerechtigkeitsdenken hat den Gang und manches Ziel der Revolution vielfach beeinflusst. Eine Tatsache, die Historiker im Bann linearen Fortschrittsglaubens immer wieder verdrängt haben, auch weil ihnen vor lauter Machtanalysen die ethische Dimension der Revolution abhanden gekommen ist. Angesichts ihres Einflusses könnte man bei dem mysteriösen «Rien» gar annehmen, daß Ludwig XVI. der leidenschaftlichen Frage und Anklage des Abbé de Sieyès nachgegangen ist: Was war bis jetzt der Dritte Stand?

Die ins politische Mark schneidende, aber historisch nicht zutreffende Antwort «Nichts» deutet wie ein Menetekel auf die Wortwahl des überforderten Königs. Nahm er diese Provokation eines Klerikers ernst, der sich für die Forderungen des Dritten Standes einsetzte, dann mußte ihm in seinen Finanznöten klarwerden, daß dessen Angehörige als steuerpflichtige Besitzbürger bei neuen Geldforderungen bald das zwingende Gegenteil von «nichts» festschreiben würden: nämlich als Vertreter der ganzen Nation «alles» sein zu dürfen und damit auch Träger der Souveränität.

Ob Ludwig XVI. die Drohungen des Dritten Standes in ihrer Tragweite des Alles-oder-Nichts zur Zeit des Bastillesturms erkannt und weitergedacht hat, ist eine offene Frage. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß er jegliche Kritik ignorierte. Im Gegenteil: der König fühlte sich gut unterrichtet, zog aber aus seinen Kenntnissen Schlüsse, die alles andere in Frage stellten, nur nicht seine Überzeugung vom ewig gerechten Königtum.

So befürchtete er in einem Brief von 1786 an Maiesherbes, den unerschrockenen Juristen und Verteidiger des Parlement de Paris als obersten Gerichtshof gegen den machtbewußten Ludwig XV., daß der steigende Einfluß der «modernen Philosophen» zu einer «allgemeinen Entsittlichung» führen müsse. Diesem harten Urteil fügte er noch eine Behauptung bei, die erklärt, warum häufig die Ansicht verfochten wird, daß die Revolution von 1789 im Kern ein Werk der Philosophen und Publizisten, der Journalisten und Juristen gewesen sei:

«Voltaire, Rousseau, Diderot und ihresgleichen, denen für einen Augenblick meine Bewunderung galt, die ich auch seitdem zu würdigen wußte, haben die Jugend verdorben: Sie liest im Rausch. Und sie haben die zahlreichste Klasse unter den Menschen verdorben, die ohne Überlegung liest.» Die Klage des Königs klingt wie der Vorwurf an Sokrates, seine Art des Fragens und Denkens verführe einmal die freiheitsdurstige Jugend und greife dann auch das Machtmonopol im Staat an.

Ludwig XVI. ist also lange vor der Einberufung der Generalstände zum 1. Mai 1789 der Auffassung, daß die «zu verwegene Philosophie des Jahrhunderts» in dem verderblichen Hintergedanken betrieben und ver-

breitet worden sei, mit «gottlosen Büchern» die Achtung vor Königtum und Monarchie zu untergraben. Überall sieht er den Ungeist des Zwiespalts am Werk und «die Saat der Empörung» aufgehen, findet aber nicht zu dem Schluß, daß die Machtworte und entmündigenden Übergriffe der Könige Ursachen der Kritik sein könnten.

Vom Glauben durchdrungen, daß das Königtum seit 787 Ausdruck einer göttlichen Fügung und natürlichen Ordnung sei, ertrug Ludwig XVI. auch härteste Zumutungen, Beleidigungen und selbst Terror mit stoisch wirkendem Gleichmut – als hätte ihn die Salbung während der Krönung in der Kathedrale zu Reims 1774 mit einem mystischen Schutz der Unverletzbarkeit umgeben.

Ein zeitgenössischer Bericht über die demütigende Rückkehr der königlichen Familie nach Paris – ihre Flucht im Juni 1791 war in Varennes entdeckt worden – bestätigt die erstaunliche Fähigkeit dieses Königs, selbst in höchster Not eine beherrschte Haltung zu bewahren: «Es sah aus, als kehre er von einem Jagdausflug zurück . . . Wenn man den König so sah, hätte man niemals vermuten können, was sich alles zugetragen hatte. Er war so gleichmütig und ruhig, als ob nichts gewesen wäre. Sogleich begann er zu repräsentieren.»

Konnte die vollendet gespielte Gleichmütigkeit, die eine gewisse Sympathie zu wecken versteht, aber nicht auch eine Maske für Gleichgültigkeit sein? Und setzte ihm unter dem Zwang des Protokolls, stets die Contenance zu behalten, nicht auch Unruhe zu, ja Angst vor einer kaum zu berechnenden Zukunft? Als ihn in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 der Herzog von Liancourt weckte und ihm mitteilte, was sich mit der gewaltsamen Besetzung des Hôtel de France am 13. und nach der Kapitulation der Bastille am 14. Juli in Paris zugetragen hatte, da soll Ludwig XVI. spontan und mit einigem Staunen gesagt haben: «Das ist eine Revolte!» Der Herzog wagte es unter dem Eindruck des Aufstands, dem König mit Bestimmtheit zu widersprechen: «Nein, Sire, das ist eine Revolution.»

Etwas Ähnliches trug sich auch im Umkreis von Marie Antoinette zu, die ihr schwedischer Verehrer Axel von Fersen einmal einen «Engel an Güte» genannt hatte sowie ein leuchtendes Beispiel an königlichem Mut und Tapferkeit dazu. Als sie sich nämlich angesichts des Ungehorsams der Militärs und der in Versailles versammelten Generalstände wenig schmeichelhaft über die «empörenden Franzosen» ausließ, hielt ihr eine Nichte des Königs heftig entgegen: Bei den Gescholtenen handele es sich um «empörte Franzosen».

Diese Wortwahl macht eine fundamentale Spannung deutlich, die entsteht, wenn Wunschdenken und Wirklichkeit unvermittelt aufeinander

derprallen. Der gestörte Realitätssinn in den Reaktionen der beiden überraschten Majestäten überträgt sich auf ihre Sprache: Beide finden während des «Eilmarschs der Ereignisse» weder die richtigen Worte, noch gelingt es ihnen, mit genauen Begriffen die entstandene Lage in ihrem unwälzenden Kern richtig zu erfassen. Wer demnach Ausbruch, Fortgang und Ziele der Revolution vor allem zwischen 1789 und 1795 aus ihren eigenen Bedingungen und Bindungen verstehen will, der muß sich besonders auf die Welt der Worte einlassen, ihre Mehrdeutigkeiten beachten und mögliche Zwischentöne festhalten.

Die Fragen, welche allein das Wörtchen «Rien» bei Ludwig XVI. aufgeworfen hat, verdeutlichen auf ihre Weise, wie klare Sprachzeichen im Labyrinth jener weltbewegenden Revolution Leitfäden zu ihrem Verständnis sein können: Im Falle des geheimnisvollen «Nichts» wollte der König am Ende lediglich mitteilen, daß er an den besagten Tagen entweder nicht auf der Jagd gewesen war oder nichts geschossen hatte.

Leitbegriffe

Unsere Essays ziehen ihre Berechtigung aus der Einsicht, daß bestimmte Wörter wie Schlüssel zu lange versperrten Schätzen und Abgründen wirken können. An doppelbödig angelegten Begriffen herrschte im Vor- und Hauptfeld der Revolution kein Mangel. Lange bevor die allbekannte Parole «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» aufkam, die heute noch auf Traditionsfahnen der deutschen und schwedischen Sozialdemokratie prangt, hielten andere, nicht weniger wichtige Leitmotive die Gemüter in Spannung: so die unzählige Male geforderte *Gerechtigkeit* oder die allseits bemühte *Gesellschaft*, die alles begründende *Natur* oder die immer häufiger angerufene *Nation* als Ersatz für Krone und König, der scharf kritisierte *Staat* oder die verklärte *Souveränität*, das mit Leidenschaft beschworene *Volk* als Gegenwelt der Stände oder die ständig umgeschriebene *Verfassung* als Gerüst einer neuen Eigentumsordnung.

Kein Wunder, daß mitunter eines der erwähnten Worte genügte, im Kampf ums Überleben heiße Phasen auszulösen. Und der Kampf tobte oft mit blutigen Folgen zwischen Paris und den Provinzen, bis hin zur Auslöschung des historischen Namens von Lyon, das fortan Ville-Affranchie – «Befreite Stadt» genannt wurde! Worte entzweiten Arme und Reiche, hetzten Pächter gegen Patrone auf, ließen verfassungstreue Patrioten gegen königsergebene Royalisten rasen, trieben Kosmopoliten wie den teutschen Baron Cloots gegen verklemmte Nationalisten wie Robespierre, erbosten gedemütigte Ehefrauen gegen Maitressen, klagten Spekulanten und Steuereintreiber an, entflamten Verfassungskleriker gegen

Eidverweigerer im eigenen Stand, schürten den Haß zwischen Jakobinern und Girondisten bis zum Exzeß des Großen Terrors, stachelten die Enragierten um den ehemaligen Priester Jacques Roux gegen Gemäßigte unter der Führung Dantons auf oder stürzten verwirrte Herzen in tödliche Abenteuer: ob nun in den Reihen der Aktiv- oder Passivbürger, der konstitutionell gesonnenen Feuillants oder der republikanisch ausgerichteten Sansculotten, in den Kreisen der Prinzen von Geblüt, der Ämteraristokratie bürgerlicher Abkunft oder der bei Hofe nicht-vorgestellten Geschlechter des niederen Adels, deren materielles Auskommen oft wesentlich geringer war als das manch eines Bürgers in den Städten oder eines Bauern auf dem flachen Land.

All diese und andere Gruppierungen haben im zeitweiligen «Kampf aller gegen alle» eine Fülle von Quellen der Revolution hinterlassen. In Gestalt von Tagebüchern, Briefen, Zeitungen, Broschüren, Flugblättern, Eingaben von Beschwerden der Stände, Denkschriften von Ministern, Verordnungen, Gesetzen, Verfassungen, Protokollen von Ständesitzungen, Verhaftungsbefehlen, Todesurteilen, Abhandlungen der Akademien zur Verbesserung vorhandener Mängel, Losungen von Interessengruppen oder Militärs, Memoiren, Liedern wie die «Marseillaise», Gedichten, Epigrammen, Inschriften auf Büsten, Reden, Theaterstücken, Aufrufen oder Romanen vermittelt die Hinterlassenschaft der Revolution zunächst eine verwirrende Wirklichkeit. Wird sie aber den angeführten Leitbegriffen zugeordnet und nach den Regeln der Hermeneutik als einer Kunst des Verstehens aufbereitet, dann gewinnt selbst im Fragment jede Phase der Revolution ihren Eigenwert zurück und hilft, Geschichte als das verschachtelt Geschichtete in Ruhe zu ergründen.

Diese Einstellung gilt auch für Bilder, zumal wenn sie politische oder rechtliche Embleme und bestimmte Losungen enthalten. Deren Wert fand als Signal oder gar Fanal gerade auch dort Verständnis, wo das Doppeldeutige vor Verfolgung schützen sollte.

So lenkt der tägliche Schlachtruf «Mort aux rats» – «Tod den Ratten» – noch immer die Neugier auf eine politisch erregende und zugleich abstoßende Grundstimmung im stinkenden Paris der Revolution. Denn die Rattenplage war wegen der mangelhaften Hygiene ein ständig wiederkehrender Ekel, dessen Überwindung den ganzen Mann erforderte. Verständlich, daß deshalb auf einer beliebten und verbreiteten Karikatur ein entschlossen blickender Kerl zu sehen ist, der stolz eine erlegte Rattenschar zur Schau trägt.

Doch diese Darstellung eines Mißstands weist nicht nur auf die meist menschenunwürdigen Wohnverhältnisse der Sansculotten hin. Urheber und Verteiler des groben Bildes rechneten vielmehr damit, daß beim

La Mort aux Rats.



Le Francois d'aujourd'hui.

«Der Franzose von heute» läßt nicht nur die Köpfe von Königen rollen

schnellen Aussprechen des todbringenden Mottos gegen die Ratten eine feste republikanische Gesinnung gegenüber despotischen Machthabern zum Ausdruck kam: «Mort aux rats» wird dabei zu «Mort aux rois» – «Tod den Königen», die laut Saint-Just für jede «Verdrehung der Gerechtigkeit» auch persönlich verantwortlich waren.

«Virus ganz neuer Art»

Es war das Hauptziel der Revolution von 1789, zwischen Einzelmenschen, Familien, Ständen, Parteien und Berufsgruppen aller Art gerechte Verhältnisse zu schaffen. Ein Streben, das den Historikern zwar nicht entgangen ist: Michelet spricht von der «Auferstehung der Gerechtigkeit», und Louis Blanc beschwört gar das «nach Gerechtigkeit dürstende Herz» so manch eines Revolutionärs. Doch über die Erwähnung hinaus ist es den Revolutionsforschern nicht gelungen, das Ringen um *Gerechtigkeit* in Wort und Werk konkret nachzuweisen.

Der wesentliche Grund für dieses Versäumnis liegt in der Trennung der Geschichtsschreibung von den Bindungen einer universalen Ethik. Aristoteles, der «Lehrer des Menschengeschlechts», hat in seiner «Nikomachischen Ethik» alle Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit zugeordnet und nach mathematischen Modellen die Definition gefunden: «Das Gerechte ist ein Proportionales.» Von Rousseau, der sich als ein «neuer Aristoteles» fühlte, über Jacques Necker bis Saint-Just und Babeuf wurde die gesamte Revolutionsgeneration vom Proportionsdenken geprägt: Die häufig beschworene Verbindung von «raison et justice» – «Verhältnis und Gerechtigkeit» – als einem zeitlosen Axiom des Politischen hat in dieser Denktradition eine rationale Begründung erfahren.

In der Forderung der frühen Sozialdemokratie nach Errichtung des «aristotelischen Kulturstaates» und der zugehörigen Verhältniswahl gibt sich der Einfluß des Proportionsdenkens ebenso zu erkennen wie in den heutigen Diskussionen über die «Steuergerechtigkeit» und ihre Abstufung in «Proportionalzonen». Die Dominanz des Machtgedankens in der Geschichtsschreibung hat es aber verhindert, diese rationale Seite der Revolution gebührend zu berücksichtigen. Darüber hinaus benutzen vornehmlich französische Gelehrte Themen der Revolution gern zur Absicherung tagespolitischer Ziele. François Furet nannte dieses verbreitete und erkenntnishemmende Verfahren einmal das «systematische Ausschachten» der Geschichte für akademische und andere Belange: Es lenkt vom Wesentlichen ab und steigert auch die Bereitschaft, die Revolution als Ausdruck einer unbestimmbaren Krankheit zu verstehen.